

Barbara Büchner

Der Sündenfresser

Roman



Der Todeskandidat

Dass Professor Stephen Petrie sich ausgerechnet am 1. April den Behörden stellte, mochte ein Zufall sein. Oder hing es doch damit zusammen, dass in diesem Jahr der Karfreitag auf den 1. April fiel, sodass der Tag der Narrheit und der Tag des Todes zur gleichen Zeit begangen wurden? Die einen trauerten in dunklen Kirchen vor dem violett verhüllten Altar, die anderen foppten einander mit mehr oder minder geistreichen Neckereien. Mir persönlich war es peinlich, dass das Fernsehen nach dem Karfreitags-Thema „Asche zu Asche und Staub zu Staub“ die Nachrichtensendungen mit dem obligaten Aprilscherz garnierte, aber man konnte das Zusammenfallen der konträren Bestimmungen dieses Freitags natürlich auch als Anlass für tief-sinnige Meditationen nehmen. Letzteres hätte auf jeden Fall auf die Affäre Petrie gepasst, denn selten hatte ich etwas derart zugleich Absurdes und Tragisches erlebt wie das Schicksal dieses schüchternen, weltfremden Mannes, der unversehens zum Superverbrecher geworden war.

Am Sonntag nach Ostern hörte ich zum ersten Mal von den seltsamen Geständnissen des Professors, über die man sich im Sicherheitsbüro den Kopf zerbrach. Es war ein typischer Apriltag – drei Jahreszeiten innerhalb von zwölf Stunden! Ein Trauerbaldachin von dunklen Wolken spannte sich über der Stadt, und durch die Löcher und Risse darin blitzte von Zeit zu Zeit ein fahl-gelbes Licht. Es verzerrte die Proportionen der gläsernen Wolkenkratzer im Stadtzentrum und das flache, zum Stadtrand hin immer mehr versandende Meer der braunen und grauen Häuser der Außenbezirke, holte da und dort ein Detail grell hervor, ließ Gewohntes zu papierenen Schemen verflachen. Licht und Dunkel wechselten in rascher Folge. Entlang der Larabaya-Straße, an der unser Haus lag, blühten die leuchtend gelben Forsythien, aber der Winter lauerte immer noch hinter der nächsten Ecke, stets bereit, mit einem Riesensatz wieder hervorzuspringen und die Stadt in Schnee und Nebel zu hüllen. Obwohl die Sonne immer wieder aufleuchtete, brütete eine drückende Begräbnisstimmung über der Stadt. Das Licht war ebenso ungesund wie die ständig wechselnde Temperatur und der trügerische Aufbruch der Bäume und Büsche. War es gewöhnliches Aprilwetter, das mir solche Beklemmungen bescherte, oder spiegelte sich ein Unheil, das im Verborgenen lauerte, in der Luft und den Wolken?

Ich hatte den Nachmittag bei Dr. Albin Jarmusch verbracht, einem Arzt, der auch als Chiropraktiker und Heilmasseur praktizierte und mir alle zwei Wochen „das Gestell einrichtete“, wie mein Lebensgefährte Alec das nannte. Mit über fünfzig braucht man schon gewisse Hilfeleistungen, um noch richtig fit zu sein, und der kleine, verwachsene Dr. Jarmusch war ein

Meister in so ziemlich jeder Massagetechnik, die je erfunden worden war. Zuweilen beschlich mich der Gedanke, wie ein Mann, der solche goldenen Hände hatte, wohl als Liebhaber sein mochte. Jedenfalls fühlte ich mich nach seiner Behandlung immer in Einklang mit der Welt und mir selbst, und als ich in die Villa Maunaloa heimkehrte, war ich gut gelaunt, entspannt und völlig ahnungslos, was sich über unseren Köpfen zusammenbraute.

Da ich nicht Auto fahren konnte, hatte ich den städtischen Omnibus benutzt und stieg knappe hundert Meter von der Villa Maunaloa entfernt aus. Die Straße verlief über einen steilen Hügel, auf dessen Kuppe die Haltestelle lag, sodass ich unser Haus wie am Fuß einer Klippe unter mir liegen sah. Es kuschelte sich in den Schatten einer Gruppe von Zypressen, deren immergrüne Säulen feierlich in den Himmel aufragten. Mit seinem lebhaften, orangefarbenen und meerblauen Anstrich wirkte es jung und fröhlich inmitten seiner grauen und ziegelroten Nachbarn, die wie säuerliche alte Tanten in den gepolsterten Ohrensesseln ihrer Gärten hockten.

Das Haus hatte mich fasziniert, sobald ich vor drei Jahren den ersten Blick darauf geworfen hatte. Es hatte mich mit einer geradezu erschreckenden Intensität angezogen. Mein erster Gedanke bei seinem Anblick war gewesen: „Oh, Gott sei Dank! Es steht also noch!“ – was natürlich völliger Unsinn war. Ich konnte mich nicht erinnern, dass ich es je zuvor auch nur gesehen hatte, und ganz gewiss war ich nie in irgendeiner Verbindung damit gestanden. Dennoch hatte mich ein solches Gefühl von *Déjà-vu* überschwemmt, dass mein gesamtes Leben plötzlich einen Strudel zu bilden schien, und das Zentrum des Strudels war dieses Haus. Alec war es genauso ergangen. Also hatte er das Haus gekauft, obwohl wir bald herausfanden, dass es in der ganzen Umgebung verrufen war.

150 Jahre lang hatte man es das „Totenhaus“ genannt, und Gruselgeschichten hatten die Runde gemacht, wie das verfluchte Haus jedem Unglück gebracht hatte, der darin wohnte. Wir hatten schwer zu schaffen gehabt, bis der Ungeist ausgetrieben und das Haus gereinigt war. Jetzt konnte man sich kein angenehmeres Heim vorstellen als das unsere. Ich liebte die Villa und genoss es immer sehr, nach Hause zu kommen.

Diesmal allerdings entdeckte ich etwas, das meine Freude dämpfte: Vor dem Gartentor parkte ein protziger, krokodilgrüner Sportwagen, der niemand anderem gehören konnte als Kim Marhold.

Als ich im reifen Alter von fünfzig Jahren die Bekanntschaft des verwitweten Dr. Alec Marhold machte und mit dem pensionierten Rechtsanwalt in die Villa Maunaloa zog, hatte ich den Umstand, dass er fünf erwachsene Adoptivkinder hatte, als unabwendbares Übel in Kauf genommen. Nach meiner ersten Begegnung mit den jungen Marholds stand für alle Zeiten fest,

dass wir uns gegenseitig nicht ausstehen konnten. Unser einziger gemeinsamer Nenner war Alec. Ich erfuhr ziemlich rasch, dass sie mich hinter meinem Rücken „diese unmögliche Person“ nannten, und ich nannte sie bei mir selbst „die gelackte Yuppie-Brut“. Unter diesen Umständen gingen wir einander in stillschweigendem Einverständnis weit aus dem Weg, um größere Unhöflichkeiten zu vermeiden.

Was also hatte Kim in die Villa Maunaloa getrieben? Vielleicht wollte sie ihren Vater zu einer beruflichen Frage konsultieren? Vier der fünf Adoptivgeschwister arbeiteten in der Kanzlei Marhold, die schon unter Alocs Großvater eine ehrwürdige Einrichtung gewesen war. Aber dass sie um Hilfe bat, traute ich Kim nicht so recht zu. Sie war eine äußerst ehrgeizige junge Frau: schön, intelligent und fest überzeugt, immer alles am besten zu wissen – und sie ließ gerne alle Welt an ihrer Weisheit teilhaben. Andererseits würde sie niemals nur zum Vergnügen über unsere Schwelle treten.

Auf jeden Fall war ich erleichtert, als ich sah, dass der Besuch bereits beendet war. Kim (designergestylt vom Scheitel bis zur Zehe) erschien in der Haustür, verabschiedete sich von ihrem Vater und brauste davon.

Alec blieb vor dem Haus stehen und sah ihr nach. Seine mächtige, aber sehr wohlproportionierte Gestalt warf einen krummen Schatten, als er sich wie gewohnt auf seinen Gehstock stützte. Ich kannte seine Körpersprache gut genug, um zu wissen, dass ihn etwas beschäftigte – und zwar etwas, an dem er schwer zu kauen hatte. Wenn er das Kinn, das ein kurz gestutzter weißer Vollbart zierte, auf diese bestimmte Art vorschob und sich gleichzeitig in die Unterlippe biss, standen bei ihm alle Signale auf Alarmstufe III.

„Was wollte denn Kim bei uns?“, war daher meine erste Frage, als ich das Haus betrat.

Alec zögerte mit der Antwort. „Das ist eine komplexe Sache, über die ich nicht zwischen Tür und Angel reden möchte. Eine Geschäftssache. Ich wüsste gerne, was ihr dazu sagt, du und Robert.“

Es war mir nicht sehr willkommen, dass Alec mich und unseren gemeinsamen Freund Robert Junkarts, der das Haus mit uns teilte, in einer Familiensache zurate zog. Je weniger ich mit seiner Familie zu tun hatte, desto lieber war es mir. Ich protestierte daher heftig. „Was haben wir damit zu tun? Wir sind keine Anwälte, wir verstehen nichts von Rechtsfällen. Außerdem weißt du so gut wie ich, dass Kim von niemandem einen Rat annimmt, schon gar nicht von mir oder Robert.“

„Aber *ich* nehme euren Rat an, und ich brauche ihn, bevor ich mir zurechtlegen kann, welche Vorgangsweise ich Kim empfehlen soll.“

Ich überlegte. Wenn Kim sich so weit demütigte dass sie ihren alten Herrn um Rat fragte,

dann war Feuer am Dach, und das reizte natürlich meine Neugier.

Robert sah es genauso. Der ehemalige Diplom-Kaufmann und spätere Stadtstreicher Robert Junkarts hatte schon im Haus gewohnt, als wir es kauften – mehr als das, er war ein Teil des Hauses gewesen, so wie wir später Teile des Hauses wurden. Mit 52 Jahren war er ein kräftiger Mann mit derben, markanten Zügen und üppigem Haar von einer Farbe wie reifer Kürbis, das er lang wachsen ließ und im Nacken mit einem Gummiband zusammenschnürte. Da ihn Alecs Jungvolk seiner zwielichtigen Vergangenheit wegen stets nur als „diesen Verbrecher“ bezeichnete, hegte er auch keine besonderen Sympathien für sie. Es war ausschließlich Alecs Problem, zu dessen Lösung er bereit war beizutragen, das machte er eindeutig klar.

Nachdem wir es uns bequem gemacht hatten, forderte ich meinen Lebensgefährten auf: „Also, mach´s nicht so spannend, Alec. Was ist passiert?“

Alec brachte es nie zustande, einem etwas Wichtiges einfach zu erzählen. Er machte jedes Mal einen Auftritt daraus. Während er sich behäbig in die Couch zurücksinken ließ und die Arme vor der Brust verschränkte, erklärte er uns: „Kim hat einen Mandanten an der Hand, der so mysteriös ist, dass sie nicht weiter weiß. Sie wurde vom Gericht zur Pflichtverteidigerin bestimmt, sonst hätte sie abgelehnt. Was da eigentlich gespielt wird, ist völlig undurchsichtig, und sie braucht Orientierungshilfen.“

Alec liebte seine Adoptivkinder innig, obwohl diese seine Liebe nicht immer so reichlich vergalten, wie er es sich gewünscht hätte. Und natürlich wollte er Kim beistehen, damit sie nicht gleich am Anfang ihrer Karriere einen schlechten Eindruck machte.

Robert – der ein sehr praktischer Mensch war – verlangte erst einmal ausführliche Informationen über den Fall.

Alec reagierte damit, dass er seine Brieftasche zückte und ihr ein Foto entnahm, das er zwischen uns auf den Couchtisch legte. „Seht euch den Mann da genau an.“

Das Foto war bei einer öffentlichen Rede oder Lesung aufgenommen worden, denn im Vordergrund erhob sich ein hochbeiniges Lesepult. Daran gelehnt stand ein magerer, unscheinbarer Akademikertyp in einem braunen Anzug mit Krawatte und Weste. Sein Gesicht war dem Publikum zugewandt, von dem nur ein paar Hinterköpfe zu sehen waren, aber sein schwimmender Blick hing an einem Punkt in der leeren Luft, etwa einen Meter über den Köpfen der Zuschauer, als sähe er dort eine Vision. Er war ordentlich gekleidet und glatt rasiert, wirkte aber trotzdem ungepflegt. Das mochte an seinem störrischen braunen Haar liegen, das er straff nach hinten bürstete, das aber offenbar nach dem letzten Bürstenstrich sofort wieder seine eigenen Wege ging, oder an der Brille mit dem altmodischen, gelbbraunen Kunststoffgestell. Sein Gesicht war blass, sommersprossig und welk, mit einem breiten, an den Winkeln hän-

genden Mund und wässrigen, haselnussbraunen Augen, die so melancholisch und geduckt dreinblickten wie die eines misshandelten Hundes. Er war, wie ich erfuhr, erst fünfundvierzig, sah aber viel älter aus, wie das bei verbitterten und bekümmerten Menschen häufig der Fall ist.

Robert, der das Bild neugierig betrachtet hatte, kommentierte: „Er sieht aus wie ein verrückter Professor. Wer ist er?“

„Ein verrückter Professor. Er heißt Stephen Vincent Petrie und ist Professor für Deutsch und Literaturgeschichte. Früher hat er an einem Gymnasium unterrichtet, war aber anscheinend dem Stress nicht gewachsen. In letzter Zeit hat er nur noch Abendkurse an Volkshochschulen abgehalten. Er ist unverheiratet, wohnte mit seiner Mutter zusammen, die vor einem halben Jahr gestorben ist, und gilt allgemein als freundlich und höflich, aber sehr scheu und zurückhaltend. Im Moment steht er im Verdacht, der Sonnengold-Erpresser zu sein.“

Die Eröffnung traf mich wie ein Schlag in den Magen. Zwar hatte ich mich lange genug mit Kriminalfällen beschäftigt, um zu wissen, dass die übelsten Verbrecher oft die unschuldigsten Gesichter hatten, aber irgendwie passte mir die psychopathische Rohheit gerade dieses Verbrechens nicht zu dem verträumten, vorzeitig gealterten Gesicht auf dem Foto. Der Sonnengold-Erpresser war ein Krimineller, den zwei Drittel der Stadtbevölkerung ohne Skrupel gelyncht hätten, wäre er ihnen in die Hände gefallen. Einen Augenblick lang huschte mir die Vorstellung durch den Kopf, wie ein tobender Mob auf Professor Petrie einstürmte, mit Fäusten, Taschen, Krücken, allem was zur Hand war auf ihn einschlug, ihn zu Boden warf und auf ihm herumtrampelte – eine schwarze Welle von Hass, die ihn verschlang und zerstörte.

Robert, der ebenso überrascht war, kniff die buschigen Brauen zusammen und warf einen abschätzigen Blick auf das Foto. „Der? Das kann ich mir nicht vorstellen. Er sieht viel zu ängstlich aus. Was sagst du, Charmion?“

Ich beugte mich noch einmal über das Foto. Es stimmte, der Mann machte einen getretenen und eingeschüchternen Eindruck, wie man ihn kaum von einem so kaltschnäuzigen und gewieften Verbrecher erwarten mochte. Aber auf den zweiten Blick war da auch noch etwas anderes, weniger Rührendes und Ansprechendes in seinem Blick und seiner Haltung. Wenn man ihn genauer betrachtete, wirkte er schuldbewusst, verschlagen und lauernd. *Er ist ein Gedankenverbrecher*, ging es mir in Anlehnung an George Orwell durch den Kopf. Allerdings war es sehr gut möglich, dass er nur zu den Leuten gehörte, die schon ein schlechtes Gewissen haben, weil sie überhaupt existieren. Deshalb schlug ich vor: „Lassen wir Alec erst zu Ende erzählen und diskutieren dann.“

Mein Gefährte nahm den Faden wieder auf. Wie er uns erzählte, war Professor Petrie am frü-

hen Morgen des 1. April im Sicherheitsbüro aufgetaucht und hatte einen leitenden Beamten zu sprechen verlangt, da er eine entscheidende Aussage zum Fall Sonnengold zu machen habe. Kommissar Alfred Sykora, ein altgedienter Kripo-Beamter, der eine Menge krimineller Skalps am Gürtel hängen hatte, war geholt worden. Petrie hatte sich höflich entschuldigt: Es sei ihm unangenehm, falls er den Herrn Kommissar bei irgendeiner wichtigen Arbeit gestört habe, aber er könne es nicht länger aushalten. Dann hatte er mit ruhiger Stimme und ohne Umschweife gestanden, der fieberhaft gesuchte Erpresser zu sein.

Ich konnte mir vorstellen, wie die Beamten Mund und Augen aufgesperrt hatten, als sie das hörten. Die Sonnengold-Erpressung hatte die Stadt erschüttert. Der Nahrungsmittelkonzern, der vor allem Babykost herstellte, war von einem besonders bösartigen Kriminellen bedroht worden. Als die Konzernleitung sich weigerte, die geforderten Millionenbeträge zu bezahlen und stattdessen die Polizei einschaltete, hatte der Erpresser mit Rache gedroht und seine Drohung auch umgehend wahr gemacht. In mehreren Supermärkten waren Gläser mit Babykost in die Regale geschmuggelt worden, deren Inhalt mit Ätznatron vergiftet war. Andere enthielten Nadeln und zerbrochene Rasierklingen. Als mehrere Babys lebensgefährlich erkrankten und zwei starben, brach Panik aus. Nicht nur Sonnengold, sondern auch alle anderen Hersteller von Babykost blieben daraufhin auf ihren Produkten sitzen.

Wut und Angst herrschten bei der Bevölkerung, den Konzernmanagern und den Polizisten, und was sie zum Siedepunkt trieb war die Art, wie der Erpresser sie alle verspottete. Nach jedem Krankheits- oder Todesfall schickte er Briefe an Behörden und Zeitungen, in denen er sich in holprigen Sprüchlein über die Opfer lustig machte:

„Schluckt das Baby dieses Mus,
ist bald mit dem Baby Schluss“

war nur einer von vielen niederträchtigen Versen, mit denen er den Volkszorn aufstachelte. Wie Kommissar Sykora es formulierte: Der Kerl legte es darauf an, gelyncht zu werden – sei es noch in Freiheit oder später im Gefängnis, denn Häftlinge hatten ihre eigenen Regeln dafür, wer Strafe verdient hatte. Ein Mann, der willkürlich Säuglinge vergiftete, gehörte zweifellos in diese Kategorie.

Die Kriminalpsychologen waren sich einig, dass es sich bei dem Täter um einen Psychopaten übelster Sorte handelte. Nicht nur Geldgier motivierte ihn, sondern vor allem der Reiz des tödlichen Spiels, das er mit dem Leben unschuldiger Kinder trieb. Je mehr Babys einen qualvollen Tod starben, desto größer war die Befriedigung, die er aus seinem kriminellen Tun zog. Robert, der offenbar eine gewisse Sympathie für den verhuschten Professor empfand, warf

ein: „Ein Geständnis hat nichts zu besagen. Bei jedem sensationellen Verbrechen tauchen ein paar arme Irre auf, die sich selbst beschuldigen.“

Alec gab bereitwillig zu, dass das stimmte. Der erfahrene Kommissar Sykora, sagte er, hatte dasselbe gedacht. Also hatte er Fangfragen gestellt, hatte nach Fakten gefragt, die nicht veröffentlicht worden waren und die nur der Verbrecher selbst wissen konnte. Petrie hatte sie ihm ohne zu zögern beantwortet. Nun waren die Polizisten hellhörig geworden. Sie befragten ihn bis tief in die Nacht hinein, stellten wieder und wieder dieselben Fragen. Petrie gab bereitwillig die korrekten Antworten. Um vier Uhr morgens war Kommissar Sykora überzeugt, dass sie den richtigen Mann hatten, und der Professor war in Untersuchungshaft genommen worden.

Robert warf einen Blick auf das Foto, zuckte mürrisch die Achseln und bemerkte: „Gut, dann habe ich mich getäuscht. Dass er ein solches Schwein ist, sieht man ihm nicht an. Ich verstehe nur nicht, wo jetzt das Problem ist. Er hat ein Geständnis abgelegt, er hat Umstände beschrieben, die nur der Täter wissen konnte, also *ist* er der Täter. Oder?“

Alec hob mit einer der autoritären Gesten, die aus seinem Gerichtssaal-Repertoire stammten, Schweigen gebietend die Hand. „Einen Moment noch, Robert. Es kommt noch etwas nach. Die Sonnengold-Erpressung war eine so schlimme Geschichte, dass Kommissar Sykora der Meinung war, ein Mann, der so etwas zustande bringt, könne kein unbeschriebenes Blatt sein. Er war überzeugt, dass noch einiges zutage kommen würde, wenn er den Professor weiter verhörte, und er behielt recht. Petrie gestand ein weiteres widerwärtiges Verbrechen, allerdings keines, das auf derselben Linie lag wie die Erpressung, sondern einen Überfall auf eine alte Frau.“

Dann erzählte er uns: Im April war ein Mann, der sich offenbar mit einer List Zutritt verschafft hatte, in die Wohnung einer 92-jährigen, schwer kranken Greisin namens Valeria Borowsky eingedrungen, hatte sie misshandelt und ihre Wohnung geplündert. Das besonders Entsetzliche an dem Fall war, dass er das halb bewusstlos auf dem Boden liegende Opfer mit einer Flasche Brennspritus übergossen und angezündet hatte – eine völlig sinnlose Tat, deren Motiv nur pure Grausamkeit und Niedertracht sein konnte. Wieder lieferte Petrie den Beweis, dass er am Tatort gewesen war. Er konnte viele Details der Wohnung beschreiben und wusste auch genau anzugeben, was im Einzelnen geraubt worden war.

Robert schob das Foto mit der Spitze des Zeigefingers weg, als ekelte ihn davor es anzufassen. „Der Bursche wird mir allmählich richtig unsympathisch.“

„Es kommt noch dicker“, verkündete Alec, sichtlich zufrieden mit der Wirkung, die seine Schilderung auf uns ausübte. „Sykora begann zu ahnen, dass er da an einer außergewöhnli-

chen Sache dran war. Er forderte Petrie auf ihm zu erzählen, was er sonst noch an Verbrechen begangen hatte, und der Professor ließ sich nicht lange bitten. Er gestand, im Laufe des letzten Jahres insgesamt sieben Verbrechen begangen zu haben – eines widerwärtiger als das andere. Man kann ruhig sagen, dass er die sieben schlimmsten Untaten des Jahres auf seine Kappe nahm.“

Robert, der stets via online-News im Bilde war, was sich in der Stadt tat, warf ein: „Dann wundert es mich, dass wir davon noch nichts in der Zeitung gelesen oder im Fernsehen gesehen haben, dass ein solcher Superverbrecher verhaftet wurde.“

„Es wurden auch keine Informationen an die Zeitungen gegeben. Die Kriminalbeamten konnten es einfach nicht fassen, was sie da vor sich hatten. Sie haben daher erst einmal Stillschweigen bewahrt und seine Angaben überprüft. In allen sieben Fällen konnte Petrie genau beschreiben, wie es am Tatort aussah und was sich dort im Einzelnen abgespielt hat, sowohl während als auch unmittelbar nach der Tat. Insgesamt übernahm er die Verantwortung für vier Morde, eine Vergewaltigung, eine Kindesentführung und die Explosion der Luwasa-Fabrik.“

Robert und ich hoben beide gleichzeitig die Köpfe und starrten Alec an. „Die Luwasa?!“

„Ja. Unglaublich, nicht wahr?“

Die Feuerwerksfabrik im neunten Sprengel war am Vormittag des achten August in die Luft geflogen, wobei die Druckwelle im Umkreis von einem Quadratkilometer sämtliche Häuser mit allem, was darin lebte, platt gewalzt hatte. Der verheerende Brand, der der Explosion folgte, hatte weitere Straßenzüge eingeäschert. Kilometer im Umkreis bedeckte schwarzer Ruß die Fensterscheiben und staubfeine Asche drang bis tief ins Innere der Wohnungen, die sie mit einem beißenden Geruch erfüllte. Den riesigen, blauschwarzen Rauchpilz, in dem es blitzte und wetterleuchtete, hatte man bis zum Abend in weiten Teilen der Stadt sehen können. Wie viele Menschen umgekommen waren, wusste man nicht genau. Auf jeden Fall waren die 39 Angestellten der Fabrik und die meisten Bewohner der umliegenden Häuser tot. Über 500 zum Teil schwer Verletzte waren in die Krankenhäuser eingeliefert worden. Ursache des Unglücks war, wie die Feuerwehr feststellte, jene tödliche Mischung aus Geiz, Gleichgültigkeit, Dummheit und Desinteresse, die von jeher für so viele Katastrophen verantwortlich war. Die Sicherheitsvorkehrungen waren gleich null gewesen, die Aufsicht über die Angestellten ebenfalls gleich null.

„Petrie sagte, es sei seine Aufgabe gewesen, die Sicherheitsvorkehrungen zu überprüfen. Er hätte gefälschte Berichte abgeliefert und unter anderem angeordnet, die Sprinkleranlage abzuschalten, damit nicht bei einem falschen Alarm die Kisten mit Feuerwerkskörpern durchnässt

würden. Er habe auch andere Sicherheitsvorschriften umgangen, um eine höhere Produktionsquote herauszupressen. Einerseits habe er die Beamten, die die Fabrik überprüften, bestochen, damit sie ein Auge zudrückten, auf der anderen Seite die Arbeiter unter Druck gesetzt, wenn sie protestierten. Außerdem habe er die meisten einheimischen Arbeiter durch illegale Einwanderer ersetzt, die sich kaum verständigen konnten, die Warnhinweise nicht lesen konnten und keine Ahnung hatten, welche Sicherheitsvorkehrungen vorgeschrieben waren.“

Robert wurde zusehends argwöhnischer. „Moment einmal“, sagte er, nahm seine Brille ab und wedelte damit vor dem Gesicht herum, während er sie an einem Bügel festhielt. „Wie kommt ein Professor für Literaturgeschichte in eine Feuerwerksfabrik?“

„Das fragten sich die Beamten auch. Sykora kam die Geschichte allmählich spanisch vor. In der Kriminologie gibt es gewisse Gesetzmäßigkeiten, und es widerspricht schon aller Erfahrung, dass derselbe Mann wegen einer lächerlich geringen Beute eine alte Frau in Brand steckt und zugleich ein so raffiniert angelegtes und aufwendiges Verbrechen wie die Sonnen-gold-Erpressung begeht. Dass er aber auch noch behauptete, an der Explosion schuld zu sein, war absurd. Also verordnete Sykora eine strenge Nachrichtensperre und überprüfte Petries Geständnisse in allen Einzelheiten.“

„Und?“, fragten wir beide im Chor.

„Es stellte sich heraus, dass er, einmal abgesehen von der Luwasa, in zumindest drei Fällen unmöglich der Täter sein kann. Einmal lag er zu der Zeit, als das Verbrechen begangen wurde, gerade im Krankenhaus, wo er sich ein Magengeschwür operieren ließ. Ein anderes Mal befand er sich zur Tatzeit im Labor des Blutspende-Dienstes, wo man ihn als langjährigen Spender gut kannte. Bei der Vergewaltigung wurden DNS-Proben asserviert, die nicht mit den seinen übereinstimmen. Und mit der Luwasa hat er überhaupt nichts zu tun gehabt. Die Beamten haben die Papiere des Unternehmens überprüft – nirgends wird der Name Stephen Petrie erwähnt. Als Sykora ihn weiter ausforschte, kam heraus, dass er nicht einmal genau weiß, wo diese Fabrik sich befindet und wie man dorthin gelangt.“

Robert schüttelte den Kopf. „Und was die anderen Verbrechen angeht, die er gestanden hat – wie sieht es da aus?“

„Keine Hinweise. Die Beamten haben sein Haus durchsucht, was gar nicht so einfach war, wie ich gehört habe. Mutter und Sohn waren beide *Messies* – Gerümpelsammler. Die Zimmer steckten bis unter die Decke voll mit Trödelkram aller Art, vergilbten Zeitungsbüdeln, leeren Flaschen und Dosen, Unmengen von Büchern und Kleidungsstücken. Zwar haben die Petries das Zeug gereinigt, bevor sie es aufstapelten, aber mit der Zeit verstaubte und vergammelte natürlich alles. Hinweise auf ein Verbrechen haben die Fahnder keine gefunden. Im Moment

sitzen die Kriminalbeamten – und Kim mit ihnen – jedenfalls in der Klemme. Sie haben einen Mann in Haft, der sieben scheußliche Kapitalverbrechen in allen Einzelheiten schildern kann, wie es nur dem Täter selbst möglich wäre. Aber dieser Mann *kann* vier von den sieben Verbrechen auf keinen Fall begangen haben, und bei den restlichen drei gibt es keinerlei materielle Spuren, die die Geständnisse untermauern. Also? Was haben wir da?“

Robert wollte wissen, ob der Professor noch in Haft sei.

„Sie haben ihn vorerst einmal in die Psychiatrie gesteckt. Damit gewinnen sie Zeit, und außerdem hoffen sie, dass ihnen die Psychiater mehr darüber sagen können, was da läuft. Ja, und da war noch eine Merkwürdigkeit am Rande, die Kim mir erzählte. Als sie das erste Mal mit Petrie sprach, lautete seine erste Frage wie lange es dauern würde, bis er für seine Verbrechen hingerichtet würde. Sie erklärte ihm, dass die Todesstrafe bereits vor siebzig Jahren abgeschafft worden sei. Daraufhin geriet er in heftige Erregung. Er wirkte zutiefst enttäuscht und frustriert und fragte, ‚ob man es nicht inoffiziell machen könnte‘. Man könnte es ja wie einen Selbstmord aussehen lassen. Kim fragte ihn, ob er vorhätte, sich umzubringen, und er sagte: Nein, das sei eine Todsünde, für die er in die Hölle käme, aber er würde sehr erleichtert sein, wenn es jemand anderer machte. Er könnte mit der Last dieser Schuld nicht weiterleben. Nach Kims Worten ist er völlig zermürbt und niedergeschmettert – was auch nicht zu dem eiskalten Psychopathen passt, als den seine Geständnisse ihn darstellen.“

„Was sagen die Psychiater?“, warf ich ein. „Haben die schon ein Gutachten erstellt?“

„Ein vorläufiges Gutachten, ja. Genauere Untersuchungen werden noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Stephen Petrie ist überdurchschnittlich intelligent, kennt den Unterschied zwischen Gut und Böse und weiß, dass das, was er getan hat – oder eingestanden hat – unrecht ist und mit Strafe bedroht wird. Er ist sehr gebildet und belesen und interessiert sich stark für spirituelle Themen. Er leidet an einer Zwangsneurose – eben seiner Sammelwut – und einer mittelschweren Depression, die auch der Grund war, warum er aus dem Schuldienst ausgeschieden ist, jedoch an keiner Geisteskrankheit. Sein Verhältnis zu seiner Mutter scheint ebenfalls neurotisch gestört gewesen zu sein, aber nicht in dem Ausmaß, dass es ihn zum Soziopathen gemacht hätte. Nichts an seiner bisherigen Geschichte weist darauf hin, dass er zu Grausamkeit oder kalter Berechnung imstande wäre. Fazit: ein abgedrehter, schüchterner und freundlicher Typ.“

„Das heißt, sie wissen nicht, warum er sich beschuldigt?“

„Die einzige Erklärung, die den Psychiatern bisher eingefallen ist, lautet: Er hat eine starke Neigung zu *pseudologia fantastica*, einen unbezwingbaren Drang, auf alles, worüber gesprochen wird, mit erfundenen Geschichten zu reagieren.“

Demnach gehörte der Professor zu einem Menschenschlag, dem das Fabulieren ganz natürlich vonstattenging. Solche Leute (zu denen im gewissen Sinn ja auch die Schriftsteller gehören) waren keine Lügner im eigentlichen Sinn, sondern Fantasten. Sie unterschieden einfach nicht zwischen tatsächlichen und erfundenen Ereignissen. Das Auto vor dem Haus und das UFO auf dem Dach waren für sie gleichermaßen real. Die Welt in ihrem Hirn war so lebhaft, so dreidimensional, mit Breitwand und Dolby Stereo Sound ausgestattet, dass die Realität um nichts wirklicher sein konnte. Allerdings erklärte diese psychiatrische Diagnose nicht, wieso er konkrete Einzelheiten nennen konnte.

Robert fragte: „Was sind das für Verbrechen, die er eingestanden hat – ich meine, außer der Sonnengold-Geschichte und der Luwasa?“

Alec schlug die Aktenmappe auf, die Kims Unterlagen enthielt. „Hier. Das ist die Liste, mit Kommissar Sykoras Anmerkungen.“ Er legte ein Blatt Papier vor uns hin, auf dem in Stichworten die sieben Verbrechen verzeichnet waren, die der Professor eingestanden hatte. Es war eine höllische Liste.

3. Jänner, KINDESENTFÜHRUNG: Susanna Bagel, acht Jahre alt, wird unter den Augen ihrer Mitschüler vor dem Schultor in einen Wagen gezerrt. Bleibt vier Tage verschwunden, wird schließlich auf einer einsamen Landstraße von einem zufällig vorbeikommenden Autofahrer aufgegriffen. Das schwer geschockte kleine Mädchen ist bei minus 5 Grad ausgesetzt worden. Das Opfer überlebt mit körperlichen und seelischen Schäden. Das Motiv der Entführung bleibt ungeklärt, da kein Lösegeld verlangt wurde. Ein Sexualverbrechen liegt nicht vor. Susanna gibt an, dass der Entführer „immer mit ihr beten wollte“ und „viele bunte Figuren im Zimmer stehen hatte“. Möglicherweise handelt es sich um die Tat eines religiösen Fanatikers, der das jüdisch-orthodoxe Kind bekehren wollte. *Petrie hat ein Alibi für den Zeitpunkt, an dem Susanna entführt wurde.*

19. April, RAUBMORD: Valeria Borowsky, 92 Jahre alt, wird in ihrer Wohnung beraubt, mit Fußtritten und Faustschlägen schwer misshandelt und zuletzt vom Täter mit Brennspritus übergossen und angezündet. Beim daraus entstehenden Brand werden mehrere Hausbewohner verletzt.

15. Juli, LUSTMORD: Zwei Jugendliche, Kai Amos und Bettina Frey, werden spätnachts auf einem „Liebespfad“ in ihrem geparkten Auto überfallen, der Junge erschossen, das Mädchen mit zahlreichen Messerstichen getötet. Schwere Verstümmelung an den Genitalien. Hinweise, dass beide Leichen nekrophil benutzt wurden. Auf den nackten Körpern wurden mit einer scharfen Klinge Zeichen eingeritzt, die – mit einer Ausnahme – nicht zu entziffern sind, die bekannte Chiffre ist ein Rhombus mit einem Punkt darin, Symbol für das weibliche Genital.

Petrie liegt zu dieser Zeit frisch operiert im Krankenhaus und kann nach Auskunft der behandelnden Ärzte das Bett nicht verlassen.

8. August, VERBRECHERISCHE FAHRLÄSSIGKEIT: Die Katastrophe in der Luwasa-Fabrik. *Petrie steht in keiner wie immer gearteten Beziehung zu der Fabrik und weiß nicht einmal, wo sie sich genau befindet.*

27. September, VERGEWALTIGUNG UND KÖRPERVERLETZUNG: Die Industrielengattin Rita Meller-Berheim, 32, an multipler Sklerose in fortgeschrittenem Stadium erkrankt, wird nachts in ihrem Schlafzimmer von einem maskierten Mann angegriffen und brutal vergewaltigt. Mehrere Stunden lang wird die halb gelähmte Frau unter wiederholten Schlägen, Tritten und Todesdrohungen zu vaginalem, analem und oralem Verkehr gezwungen. Bevor er flüchtet, hinterlässt der Täter einen Kothaufen auf dem Opfer. Möglicherweise handelt es sich bei dem Vergewaltiger um einen bezahlten Verbrecher. Als Auftraggeberin steht eine Frau im Verdacht, die mit dem Gatten der Rita Meller-Berheim eine Affäre hat. Das Motiv wäre dann Hass auf die kranke Ehefrau, die die Scheidung verweigert. *Die am Tatort gesicherten DNS-Proben stimmen nicht mit denen Petries überein, und das Opfer erklärt, der maskierte Angreifer sei viel größer gewesen, auch habe er stark behaarte Hände gehabt.*

7. Oktober, MEHRFACHER MORD: Drei Obdachlose werden in einem Abbruchhaus tot aufgefunden, vergiftet mit einer Medikamenten-Alkohol-Mischung. Die Polizei rekonstruierte, dass die drei von einer unbekanntem vierten Person auf einen Umtrunk eingeladen wurden, einer Person, die mehrere Flaschen mit der vorbereiteten Giftmischung mitbrachte. Wird der „Happy Face-Mord“ genannt, weil der Täter gelbe „Smiley“-Bildchen auf die tödlichen Flaschen geklebt hatte. Als Motiv des Giftmischers wird ein Thrill-Kill – Mord aus purer Lust am Töten – vermutet.

Oktober/November: ERPRESSUNG: der Fall Sonnengold und der damit zusammenhängende Tod zweier Kleinkinder.

Wir waren fassungslos, als wir dieses Dokument unsäglicher Niedertracht studierten. Kommissar Sykora hatte recht gehabt, als er von den sieben gemeinsten Verbrechen des vergangenen Jahres sprach. Acht schemenhafte Gestalten standen vor uns, ein Giftmischer, ein religiöser Fanatiker, ein Lustmörder, ein Vergewaltiger (und hinter ihm eine Anstifterin zu diesem besonders feigen Verbrechen an einer behinderten Frau), ein Erpresser und Mörder, ein Raubmörder und ein Mann, der aus Faulheit, Gleichgültigkeit und Habgier die Schrecken von Sodom und Gomorrha über seine Mitbürger gebracht hatte.

Das war nun wirklich eine merkwürdige Geschichte. Wie wir sie auch drehten und wendeten

– und das taten wir in den nächsten Stunden sehr ausführlich – sie war eine Gleichung, die einfach nicht aufgehen wollte. Wir teilten die Ansicht der Polizeibeamten, dass Petrie entweder an *allen* Verbrechen, die er gestanden hatte, oder an keinem von ihnen schuldig war. Da er vier davon mit Sicherheit nicht begangen hatte, gingen wir davon aus, dass er auch an den übrigen unschuldig war. Aber was hatte ihn dann bewogen ein Geständnis abzulegen? Und vor allem: Woher hatte er alle die Einzelheiten gewusst? Die Kripobeamten waren bereit auf einen Stapel Bibeln zu schwören, dass keines dieser Details veröffentlicht worden war. Einige hatten die Ermittler selbst nicht gekannt und erst nachträglich verifiziert.

Robert bemerkte: „Ich verstehe nichts von diesen Dingen, also korrigiert mich, wenn ich Unsinn rede – aber wir hatten doch einmal den Hellseher hier, Tom Kornisch, der die Gedanken anderer Menschen lesen kann. Vielleicht ist es bei Petrie dasselbe, und er hat die Gedanken der Täter gelesen?“

Alec schüttelte entschieden den Kopf. „Nein, das glaube ich nicht. Selbst einmal angenommen, Robert, dass er Gedanken lesen könne, so würde er in dem Fall wissen, dass es fremde Gedanken sind. Kornisch weiß ja auch genau zu unterscheiden, was von ihm selber kommt und was von jemand anderen. Außerdem würde das voraussetzen, dass Petrie alle Täter und Täterinnen persönlich gekannt hat oder ihnen zumindest begegnet ist, und darauf gibt es keine Hinweise. Ich habe Tom Kornisch einmal danach gefragt. Er sagte mir, es müsse ein physischer Kontakt da sein, um die Gedanken anderer Menschen zu lesen. Und hier geht es auch nicht um ein abstraktes Wissen, sondern darum, dass ein Mann überzeugt ist, Taten begangen zu haben, die er aller Wahrscheinlichkeit nach nicht begangen hat – und entsetzlich darunter leidet.“

Kim hatte ihrem Vater erzählt, dass Stephen Petrie ganz den Eindruck eines Mannes machte, der sich in einem Albtraum gefangen sieht. Dass er unter der Situation litt, dass er zutiefst niedergeschlagen war, verriet seine wiederholte Frage, ob man ihn nicht „wegschaffen“ könnte. Er bettelte die Beamten geradezu an: Auch wenn die Todesstrafe abgeschafft worden sei, könne der Staat doch in einem so schwerwiegenden und nie da gewesenen Fall eine Ausnahme machen, oder nicht?

Die Ärzte sahen ihn trotz seiner Beteuerungen, dass er sich nicht selbst töten würde, als äußerst suizidgefährdet an und hatten ihn in eine überwachte Zelle gesteckt. Nach den Geständnissen, die er abgelegt hatte, mussten sie ihn zudem als hochgradig gemeingefährlich einschätzen, und so war er in den Pavillon für geisteskranken Kriminelle eingeliefert worden, der dem Hochsicherheitstrakt eines Gefängnisses entsprach.

„Was wirst du jetzt tun?“, fragte Robert, als schließlich klar wurde, dass alles Herumrätseln

uns auf keinen grünen Zweig brachte. „Ich meine, was wirst du Kim sagen?“

Alec starrte ein paar Sekunden vor sich hin, dann atmete er tief durch. „Ich sage ihr, dass ich selber den Fall übernehme.“

In der Nacht hatte ich zum ersten Mal einen Traum, der sich in den darauffolgenden Tagen fast jede Nacht wiederholte. Er hatte keinen besonderen oder bedeutsamen Inhalt, sodass er mich nur durch seine Hartnäckigkeit und Lebhaftigkeit beeindruckte. Am ehesten war es, als wanderte ich durch eine Serie von Hochglanzfotos, die alle das Innere desselben schönen, altertümlichen Hauses zeigten. Manchmal betrat ich neue Räume, manchmal kehrte ich in verschiedenen Nächten in Räume zurück, die ich schon kannte. Es war – eine große Erleichterung für mich, die schrecklich unter Albträumen litt – ein angenehmer Traum, den ich jedes Mal, wenn er begann, mit Freuden wiedererkannte.

Das Haus schien eine der historischen Villen zu sein, von denen es sehr viele in der Stadt gab. Ursprünglich war es wohl zur Gänze im spanischen Kolonialstil eingerichtet gewesen, der sich in vielen seiner Zimmer noch unverfälscht erhalten hatte. Vor allem blieben mir die hohen, schmalen Türen in Erinnerung, die in einer Farbe wie welkende grüne Blätter gestrichen waren, und die ungewöhnlichen Farbtöne der Mauern, die keine Tapeten aufwiesen, sondern getüncht waren. Ziegelrote Teppiche bedeckten den hochglanzpolierten Hartholzboden, die Einrichtung bestand aus zugleich elegantem und bequemem Fin-de-Siècle-Mobiliar. Überall standen Töpfe mit Palmen und Wüstenpflanzen herum. Von allen Seiten umgab mich das freundliche Wohlwollen eines Gebäudes, das von einem guten und reinen Geist beseelt ist. Es war ein Haus, wie es ein stiller und introvertierter Mensch brauchte, eines, das ihn weich betete und mit zugleich fürsorglicher und verführerischer Zärtlichkeit umgab. Alles an der Einrichtung war solide Handarbeit und sichtlich schon einige Generationen alt, und doch hatte das Haus nichts von einem Museum an sich, sondern wirkte lebendig und bewohnt. Sooft ich einen Raum betrat, schien es mir, dass er soeben von jemand anderem durch die gegenüberliegende Türe verlassen worden war. Mit der Logik der Träume wusste ich, dass es sich um eine frühere Besitzerin des Hauses handelte und dass sie es war, die dem Haus seinen edlen, freundlichen Charakter aufgeprägt hatte. Ich wusste auch, dass das Gebäude und die Frau etwas mit Stephen Petrie zu tun hatten, aber sooft ich diese Verbindung zu fassen versuchte, entglitt sie mir wieder.

Alec musste bis zum Morgengrauen gearbeitet haben, denn er tauchte erst gegen ein Uhr nachmittags zum „Frühstück“ auf. Dann bat er mich und Robert mit ihm ins Souterrain zu

kommen, wo wir unseren gemeinsamen Aufenthaltsraum eingerichtet hatten.

Das Souterrain war niedrig gewölbt, aber sehr groß, da es sich – abgesehen von einer Ecke, in der wir ein Badezimmer installiert hatten – ohne Zwischenwände über die gesamte Länge und Breite des Hauses erstreckte. Es war jetzt kein richtiger Keller mehr, da wir in die Längswand eine Tür gebrochen hatten, die über eine steil ansteigende Rampe in den Garten hinausführte, aber früher hatte man es nur über eine steinerne Kellertreppe betreten können. Trotz seiner ungewöhnlichen Weite war es ein behaglicher Raum. Es war rundum in hellem Holz möbliert, mit einem honigfarbenen Schiffboden und ein paar schönen türkischen Teppichen als Wand schmuck (die allerdings die deutlichen Krallenspuren unserer Katzen trugen). In einer Ecke führte eine hölzerne Wendeltreppe, so schmal und eng wie ein Korkenzieher, zu einer Falltür, durch die man den Flur darüber betreten konnte. An einer Wand befand sich – noch aus der Zeit, als der Raum einem Herrschaftshaus als Küche gedient hatte – ein offener Kamin, den wir sorgfältig renoviert hatten. Zwanglos im Raum verteilt standen eine mächtige Sitzlandschaft aus braunem Leder und ein Home Entertainment Center mit allem Zubehör wie Fernseher, Video und DVD-Player sowie sechs mächtigen Dolby Stereo Sound Lautsprechern, mit denen man sich so richtig zudröhnen konnte.

Vor allem aber schlug hier das Herz des Hauses. An dieser Stelle hatte sich, solange man zurückdenken konnte, eine seichte Mulde im Wald befunden, die man die Feuerquelle nannte, und die Entität, die an dem Ort wohnte, nannte man die Feuerfrau. Sie war gütig und freundlich, solange man sie respektvoll behandelte, aber wenn man sie kränkte oder ärgerte, konnte sie rachsüchtig werden. Wir hatten es nie an Respekt fehlen lassen, und deshalb durchströmte sie das Haus mit ihrer wärmenden, Leben spendenden Kraft.

Bei dem Gedanken blieb ich an der Stelle stehen, wo diese Kraft am deutlichsten zu spüren war, in der „heißen Zone“, die es als unsichtbare Säule vom Souterrain bis zum Dachboden durchzog. Sofort fühlte ich, wie intensive Wärme aus dem Boden aufstieg, als stünde ich über einem Heizschacht. Sie wärmte mich nicht nur außen auf der Haut, sondern auch innen im Herzen – ein heißes, rosenrotes Licht, das erregende Erinnerungen und Gedanken in mir hoch wirbelte. Sie stammten aus allen möglichen Schichten in meinem Unterbewusstsein. Reales und Phantasmagorien woben sich ineinander. Ich sah Strohkörbe voll brauner und roter Gewürze, aus denen ein Duft aufstieg, der das Herz erfreute und in der Nase biss. Ich sah die endlosen gelben Falten unberührter Sanddünen vor mir und die von der Sonne mürbe gebratenen Backsteine alter Kolonialhäuser. Bahngleise tauchten vor mir auf, die in eine von einer Fata Morgana durchzitterte Ferne hineinführten. Roter Sand bedeckte sie, den jeder winzigste Windhauch zu Staubteufeln aufrührte. Mein Herz schlug heftig. Ein Wirbel von

Geruch und Geschmack hüllte mich ein. Ich roch den braunen, ranzigen Rauch der Flammen, die in mit Butter gefüllten, tönernen Ampeln brannten, schmeckte roten Pfeffer und Vanille, fühlte Wind über mich hinstreichen, der schwer vom Geruch von Tabak und gedörrten Fischen war, hatte den Geschmack von Schokolade im Mund. Es tat unglaublich gut, aber es war fast zu viel auf ein Mal. Ich konnte es selten länger als ein paar Minuten aushalten. Rasch trat ich aus der unsichtbaren Säule heraus.

Wir setzten uns zusammen, und Robert fragte: „Was wirst du jetzt anfangen?“

Alec tippte mit der Spitze seines Kugelschreibers auf die einzelnen Positionen der Liste. „Ich suche den Zusammenhang. Ein solches Unheil fällt doch nicht einfach einem völlig Unbeteiligten auf den Kopf. Petrie *muss* in irgendeiner Weise mit diesen Verbrechen in Zusammenhang stehen, auch wenn er sie nicht selbst begangen hat. Irgendetwas verbindet ihn mit diesen sieben Taten. Warum hat er gerade diese sieben gestanden, bei anderen aber beteuert, dass er nichts damit zu tun hätte? Warum will er für diese Verbrechen sterben? Wenn er nicht der Täter ist – und ich neige zu der Ansicht, dass er es nicht ist – dann sind acht andere Menschen die Täter oder Täterinnen. Welche Rolle spielen sie? Wo ist der Zusammenhang? Es muss einer da sein. Aber die Polizei hat bislang nichts dergleichen herausgefunden, obwohl sie natürlich in dieser Richtung ermittelt haben.“

Robert – der zu den zupackenden Typen gehörte, die sich hundertprozentig in jede Arbeit stürzen – schlug vor: „Was haltet ihr davon, wenn wir uns an Tom Kornisch wenden? Die Polizei hat mit ihren Methoden alles versucht und ist nicht weitergekommen, also können wir es gleich mit den unorthodoxen Methoden versuchen.“

Alec und ich gaben beide zu, dass das eine gute Idee war. Das Problem war nur, einen Termin mit dem Hellseher zu bekommen, denn seine Hilfe wurde viel in Anspruch genommen. Da er uns aber bereits kannte, durften wir hoffen, in der langen Schlange der Hilfesuchenden vorne eingereiht zu werden. Zuerst aber wollte Alec unbedingt mit Kommissar Sykora sprechen und von ihm selbst hören, was er bislang erst aus zweiter Hand erfahren hatte.